

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 8

Artikel: Wir langweiligen Angler
Autor: Bänninger, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065418>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir langweiligen Angler

Von Fritz Bänninger

Mit Skizzen des Verfassers

Jedesmal, wenn ich irgendwo, irgendwann, irgendwem gestehen muss, dass ich angle, so kriecht mir ein recht seltsames Gefühl den Rücken herauf, so eine Art schlechtes Gewissen — für den andern, — das sich immer dann einstellt, wenn ich weiss, dass der andere sich einen unzutreffenden Gedanken über mich macht. Wenn's nun gerade das Angeln angeht, so weiss ich ja ganz genau, dass er, wie fast alle Gebildeten, vor dem Angler den Gedanken verbergen muss, er hätte denn doch nicht gedacht, dass . . ., und es, — ja, die Leute sagen mit Vorliebe — es mache sich für einen . . . doch ein wenig merkwürdig, wenn er auch, — sagen wir es ruhig, — so einer dieser Langweiler sei. Und das sehe ich ihnen dann jedesmal ganz genau vom Gesicht ab, und dann schäme ich mich schnell ein wenig — nicht für mich, sondern für sie; denn sie sind auf dem Holzweg, böse auf dem Holzweg.

Dass das Angeln etwas recht Lang-

weiliges sein muss, liegt ja auf der Hand. Man muss ja nur einmal einen jener chronischen Herumsteher, eine jener typischen Zierden aller Großstadtbrücken und Ufer gesehen haben, um in tiefster Seele überzeugt zu sein, dass Angeln ein zweifelhafter Sport ist, und dass ihn nur ganz und gar vom Geist Verlassene betreiben können. Stundenlang, tagelang unterliegen jene Armen der unerklärlichen Hypnose, die der rotgestrichene Korkzapfen auf jeden seiner Betrachter ausübt. Nun, ich nehme es niemandem übel, dass er solche und ähnliche Schlüsse zieht. Denn er weiss es eben nicht besser, und darum will ich versuchen, das Angeln etwas aus seinem geheimnisvollen und für viele dubiosen Dunkel hervorzuziehen und ihm die Beleuchtung zuteil werden zu lassen, die ihm ebenso gut gebührt, wie andern vielleicht kaum so appetitlichen, geistvollen und körperbildenden Sportarten. Denn, sagen wir's gleich, Angeln ist Kampf, ist Anstrengung

einer ganzen Reihe von Kräften, die im Geschäftsleben, im Stadtleben überhaupt einschlafen, aber bei jedem Manne vorhanden sind und nur geweckt zu werden brauchen.

Es gibt viele Dinge, die ein guter Fischer wissen muss; aber die Hauptsache ist eine geheimnisvolle Gabe, die mit Wissen nichts zu tun hat, ein Ueberrest des alten menschlichen Jagdinstinkts.

Das Fischen ist eine Leidenschaft, und nur wer selbst einmal wenigstens einen Hauch dieser Leidenschaft verspürt hat, wird es je ganz verstehen.

Ein Kampf ist das Fischen, aber ein mit ungleichen Mitteln ausgefochtener. Wie scharf eine Forelle sieht, wie genau sie die Tritte einer weidenden Kuh von denen des Anglers zu unterscheiden vermag, das muss man selbst erfahren haben. Wie wenig Aussicht besteht, auch nur ein armseliges Weissfischchen an die Angel zu bringen, wenn Zeit, Wind, Wetter und Beschaffenheit des Wassers dagegen sind, hat ja jeder an Hand der oben erwähnten Großstadtfischer zu konstatieren die Gelegenheit. Man muss aber auch gesehen haben, wie tollwütig, blindlings und sicher selbst grosse Fische den Köder nehmen müssen, wenn der Fischer versteht, sich den gegebenen Faktoren anzupassen und wenn er Fische, Fangart, Wasser und übrige Begleitumstände kennt.

Der Weg zur Meisterschaft ist lang und sehr oft schwer zu erkennen; doch sind die Rosen, die am Wegrand blühen, für den Kenner von erlesener Schönheit. Zum Ziele führt nur Beobachtung und immer wieder Beobachtung. Aber schwer ist eben die Erkenntnis, schwierig ist oft mit Bestimmtheit zu wissen, wo der Feh-

ler liegt; denn die Forelle ahndet Ungenauigkeiten strenger als der Herr Lehrer, und sie tut es sofort, sagt aber nicht warum.

Wenn du dann die unsichtbaren Fäden siehst, deren genaue Kenntnis allüberall in der Natur den Sieg im Kampfe verbürgt, dann erst weisst du, was angeln ist. Also, von Langeweile keine Spur. Aber du darfst dir eben nicht jene Grossstadtangler zum Muster nehmen, die du allabendlich am Quai beobachtest. Aber verachte sie nur trotzdem nicht; denn nicht jeder hat das Geld, eine Karte für den Forellenbach zu lösen oder gar zwei oder mehrere Tausender für die Pacht hinzulegen, und selbst ein armes Weissfischchen zu fangen will ein wenig verstanden sein, und es sieht sich im Kochtopf immer noch besser an als gähnende Leere.

Da liegt vor mir meine Fangkontrolle, die ich seit mehreren Jahren führe und in der alle Fangumstände pünktlich notiert sind. Alle Fänge sind eingetragen; da finden sich Rubriken über Datum, Art, Gewicht, Masse, Wasserbeschaffenheit, Farbe, Wasserstand, Fangstelle, Witterung, Wind, Bewölkung und Köder. Erst der Vergleich und die Kenntnis aller dieser Faktoren lässt die Möglichkeit zu, mit mehr oder weniger Sicherheit zu erkennen, ob und wie heute der Erfolg zu erhaschen sei.

Der 29. April 1924 sticht ganz besonders hervor. Ja, das war ein Tag! Fünf Forellen aus einem grössern Fluss, Gewicht 600, 250, 650, 1200 und 3800 Gramm, zusammen sechseinhalb Kilo. Gewiss ein hübscher Fang aus einem Gewässer, wo Forellen relativ selten sind. Noch erinnere ich mich lebhaft an den

Kampf, den ich mit der Siebenpfündigen auszufechten hatte. Vier Stück seien genug, dachte ich, wollte aber noch einen letzten Wurf tun und beförderte meinen Löffel ca. 30 Meter weit in den Fluss hinaus und liess ihn von der Strömung in ein tiefes Loch spielen, das mir schon eine ganze Reihe grosser Fische geliefert hatte, seitdem ich es entdeckte.

Ein . . . was ?
einen Löffel ?
Kaffeelöffel oder gar Suppenlöffel hinausgeworfen, höre ich dich fragen. Das ist so :

Ein Raubfisch frisst Fischchen, je nach seiner Grösse handlang bis ein- und zweipfündige. Er jagt sie, indem er sie aufsucht oder abwartet, bis sie in seinem Gesichtsfeld erscheinen, um sie dann im „Sprung“ von hinten zu überfallen und von der Seite zu packen. Nachher wird die Beute Kopf voran verschlungen. Zwei Sinnesindrücke sind es, die den raubenden

Fisch die Beute erkennen lassen ; einmal das Glitzern des vorwärts schwimmenden Beutefischchens, dann die kurzen Druckstösse, die beim Schwimmen von seiner Schwanzflosse dem Wasser mitgeteilt werden und die der Räuber mittelst eines sehr feinen Organs für Druckveränderungen der sogen. Seitenlinie im Wasser aufnimmt.



Darauf baut der Angler. Er benutzt zum Fang ein längliches, ausgebauchtes und glitzerndes Metallstückchen, eben den Löffel. An das Ende der Schnur, die auf die Rolle gewickelt und durch die Schnurlaufringe der Rute gezogen wird, bindet der Angler das Vorfach, das gewöhnlich aus dem sogenannten « Rosshaar » (Seidenwurmdarm) zusammengeknüpft wird. Es ist für den Fisch weniger sichtbar als die Schnur, und von seiner Qualität und Stärke hängt der Fang zum guten Teil ab. Für die Spinnangel mit dem Löffel wird oft als Vorfachmaterial dünnster Stahldraht verwendet. Beim Wurf von der Rolle läuft die Schnur, gezogen von der Schwungkraft von Löffel und Bleigewicht durch die Ringe, bis der Löffel ins Wasser fällt. Sobald er tief genug gesunken ist, fängt der Fischer an, die Schnur auf die Rolle zurückzuwinden. Der Löffel durchzieht das Wasser und dreht und windet sich seiner Form entsprechend, wobei er nicht nur seinen blitzenden Glanz nach allen Seiten wirft, sondern dem Wasser auch ähnliche Druckstösse übermittelt, wie sie der Raubfisch von seinen Opfern zu vernehmen gewohnt ist. Stimmen alle diese Faktoren, ist der Fisch zudem hungrig und lebendig, so ist der Anbiss mit Sicherheit zu erwarten — vorausgesetzt, dass der Fischer den Standort seiner Fische kennt und sie nicht durch unvorsichtiges Benehmen argwöhnisch gemacht hat. In den meisten unserer Gewässer, die seit Jahrhunderten mit Netz und Angel befischt werden, ist jede Fangausicht, besonders auf grössere Fische, zunichte, sobald man von einem Fische gesehen worden ist.

Ich war also gerade dabei, den Löffel

zurückzuwinden, liess ihn bis hart auf den Grund sinken und spielte ihn dann auf und ab, links und rechts. Aber scheinbar war nichts Lebendes da. Also winde ich ihn her bis zu meinen Füßen. Aber jetzt, ein Ruck — ein Ruck, sage ich dir — ich hielt die Rute mit beiden Händen — beinahe wäre sie mir entrisen worden. Ein Hecht! Nein, so beisst kein Hecht. Also eine jener sagenhaften Riesenforellen, an deren Vorkommen in diesem Flusse kein Mensch mehr glaubt. Mir stieg's heiss und kalt den Rücken auf und ab, fuhr mir warm in die Beine und machte meine Arme zittern, während die Forelle wie ein Teufel flussabwärts fuhr und im Nu zirka 70 Meter Schnur von der Rolle gezogen hatte.

Aber jetzt erholte ich mich vom ersten Schrecken. Die kurze Rute — sie misst nur 3.20 m — verbot mir, dem Fische mehr Schnur zu überlassen. Zudem setzte etwa 100 m abwärts eine gewaltige Strömung ein, aus der ich meine Freundin nie und nimmer zurückgeholt hätte. Also wenden und flussaufwärts führen!

Es waren bange Augenblicke, als ich die Schnur straffte. Jetzt zeigt sich, ob du was kannst, das wusste ich nur zu gut. Also nach links, durch jenen leichten Schwall hindurch. Oh jeh, sie ist meterhoch aus dem Wasser gesprungen. — Himmel, war das ein Prachtsvieh, und wie es glänzte in der Abendsonne! Ich ziehe an; der Löffel hält noch, er sitzt scheinbar gar nicht schlecht. Also Vorsicht, vielleicht gelingt's, sie zu landen. Gleich nach dem Sprunge gewinne ich 5 m Schnur zurück; denn sie ist schon ein wenig müde. Also ganz hinein ins stille Wasser und näher zu. Es geht ja wie am Schnürchen. Jetzt heisst's die Rute tief

halten, damit ihr das Springen vergeht, nur rascher winden, sie strebt ja auf jenes rückläufige Wasser zu, und wenn die Schnur schlapp wird, so hast du sie gesehen. Lieber etwas mehr hinein, dem Strome zu.

Aha, sie merkt's. Hui, die Hände weg von der Rolle, sie geht zum zweiten Male ab. Sausend rast die Rolle, pfeifend fährt die Schnur durch die Ringe. Aber wenn's einmal gegangen ist, geht's auch das zweite Mal.

Richtig, sie lässt sich schon merklich leichter herankomplimentieren. Nun findet sie offenbar, sie erreiche ihren Zweck nicht in der Weise und probiert es anders. Aha! Schütteln — das ist gefährlich. So auf demselben Platze stehen und den Kopf hin- und herschlagen, damit der Löffel von selbst herausfliege.

Wart nur, Liebling, wir treiben dir das

aus. Die Rute tief und hinein in bessere Strömung. Gelt, es geht also auch nicht. Aber jetzt, was soll das heissen, weder vor- noch rückwärts, steif und still wie ein Klotz gerade zehn Meter vor meinen Füßen? Wir kennen das. Man steckt den Kopf zwischen zwei unterwühlte grosse Steine und dann kann der da oben ziehen wie er will, es nützt alles nichts. Aber der da oben weiss, was hilft. Das schwere Taschenmesser heraus, Schnur straff und auf die Rute geklopft, so dass es wie elektrisch hinunter fährt zu der Widerspenstigen. Das verträgt nicht einmal der Prolet Aal, geschweige denn das Edelfräulein Forelle.

Richtig, sie kommt hoch und zeigt dabei die kohlschwarze, gut handbreite Rückenflosse. Und nun geht der Tanz eben wieder von neuem los. Auf und ab, links und rechts, bald ruhig und ste-



tig, bald leidenschaftlich und scharf. Eine reichliche halbe Stunde hielt sie aus, bis sie endlich, endlich, ein-, zweimal ihre weisse Unterseite zeigte. Solange musste ich wohl warten; denn ich hatte weder ein Unterfangnetzchen zur Hand, noch eine günstige Landungsstelle in der Nähe. Da gelingt es mir aber, ihren Kopf zwischen einen alten Pfahl und den Ufer-
rand zu keilen, und nun weiss ich: sie ist mein. Ein Griff unter die Kehle, und sie liegt ohne grosses Zappeln im Gras und hat auch schon den Fangstich hinter's Genick überlebt, der sie rasch und ohne grosse Schmerzen ihre Niederlage vergessen lässt. —

Ich merkte erst jetzt, dass mir im Verlaufe des Kampfes der Krampf in die Arme und der Schlotter in die Knie gefahren war, und ich setzte mich hin, um meine Forelle zu mustern und dabei die verdiente Freude am Tabak zu geniessen.

Jawohl, so war's; aber leider ist ein solcher Tag ein ganz besonderer Glückstag und wiederholt sich selten in einem Anglerleben. Aber trotzdem bestätigt jeder erfahrene Angelfischer, dass immer noch mehr und grössere Fische in unsern Gewässern enthalten sind, als im allgemeinen angenommen wird. Nur sind sie eben wesentlich schwerer an die Angel zu bringen als ehedem. Es ist eine altbekannte Tatsache, dass die Fische mit der Zeit Gerät und Köder des Anglers kennen lernen, und dass sie letztern dann ganz sicher verschmähen, wenn er nicht völlig einwandfrei montiert und gebraucht wird. Aber was tut's? Geradezu angenehm empfinde ich, dass nicht jeder in der Lage ist, in einigen Tagen ein Wasser zu leeren, sondern dass eine gute Portion Erfahrung, Wissen, Können und

Geduld dazu gehört, grosse Fische zu fangen. Geduld braucht's, das ist wahr, aber nicht jene Schafsgeduld, die dem Angler so oft zugeschrieben wird, sondern jene wache Geduld, die als Ausdruck der Kraft zu werten ist.

Es gibt keinen eleganten und kurzweiligen Sport als das Angeln, es ist in der Tat ein Sport für Könige.

« Ach, die armen Tierchen, die als Köder dienen », wendest du natürlich ein. « Gewiss werden sie bei lebendigem Leib an die Angel gespiesst. »

Nun, diesmal kann ich dich beruhigen. Die Fliege des Anglers ist ein allerliebstes, zierliches Tierchen aus Seide, Wolle, Haaren, mit Flügeln aus allerlei Vogelfedern, das, zwischen den geschickten Fingern eines Fliegenbinders geboren, den greulichen Haken schon seit seiner Geburt im Leibe trägt. Diese Fliege fliegt bloss, wenn sie, an das Ende eines immer dünner werdenden « Rosshaars » gebunden, durch die von kundiger Hand geführte Gerte geschleudert, über das Wasser tanzt. Das wunderbarste ist dabei, dass sich die Forelle tatsächlich durch das Federzeug täuschen lässt.

Aber so ganz einfach ist die Sache nun doch nicht, wenn sie stilgerecht betrieben werden soll. Dazu gehört nicht nur eine genaue Kenntnis der künstlichen Fliegen, sondern wenn irgend möglich auch der am Wasser lebenden natürlichen Insekten. Man glaube ja nicht, dass die Forelle einfach nach jedem Ding blindlings schnappe, das einem der vielen Wasserinsekten ein wenig ähnlich ist und auf dem Wasserspiegel einhergeschwommen kommt. Gewöhnlich frisst sie nur eine oder zwei der natürlichen Arten, deren

Flugzeiten sie ganz genau kennt. Ein künstliches Ding, das einer Mücke gleicht, die erst mehrere Monate später auf dem Wasser erscheint, straft sie ganz einfach mit Verachtung. Und so sieht sich der Fischer, der nicht nur aufs Geratewohl hin mit Angeln die Zeit totschiessen will, genötigt, sich eine möglichst vollständige Kenntnis der Insekten, die am Wasser vorkommen und von den Forellen geäst werden, zu verschaffen.

Zu dieser Art Angelei wird, wie übrigens zu jeder anderen auch, eine ganz besondere Gerte benützt. Das Werfen der Fliege geschieht in folgender Weise: Nachdem der Fischer genügend Schnur von der Rolle gezogen hat, schwingt er sie samt Vorfach und Fliege erst rückwärts hoch, so dass sie sich in der Luft zur Geraden streckt. Dann folgt ein kurzer elastischer Ruck nach vorn, der die Fliege auf das Wasser hinaus trägt. Sie soll nun leicht wie eine Feder gerade an jener Stelle aufs Wasser fallen, wo der Angler einen muckenden Fisch gesehen hat oder vermutet. Oft passiert dem Anfänger, dass Fliege und Schnur sich nicht richtig strecken, was zur Folge hat, dass das Wasser wie mit einer Peitsche geschlagen wird, worauf auch der dümmste Fischjüngling weiss, dass er jetzt nicht beißen darf.

Nicht jedes Gewässer eignet sich für jede Art Angelei. Die Forelle braucht Bäche mit lebhaftem Lauf und viel Wasser, das nicht verunreinigt ist. Im breiten Fluss, der immer noch zahlreiche Stellen mit lebhafter Strömung hat, leben die Barben. An ruhigeren Stellen der Hecht, Aale und Aal. Wird die Strömung noch geringer, so stellen sich die Karpfen, Brachsen und Schleie ein.

Der Anfänger soll sich nicht dazu versteigen, ein allzu kleines, noch ein allzu klares Wasser befischen zu wollen, etwa eines jener kleinen Wiesenbächlein, die so idyllisch durch unsere Täler spazieren und meist viel mehr und grössere Fische beherbergen, als man gewöhnlich annimmt, oder gar einen der unglaublich klaren, reissenden Gebirgsbäche, die allerdings die besten Forellen enthalten. Am besten eignen sich für den Anfänger mittelgrosse, nicht rasch fliessende, unkorrigierte Flussläufe, mit abwechslungsreichen Ufern; nur sind solche leider ziemlich selten und meist in festen Händen.

Mit der Angelfischerei in Seen ist es eine eigene Sache. Man gibt sich gewöhnlich keine Rechenschaft darüber, wie gross die Fläche eines Sees eigentlich ist und wieviele Quadratmeter dem Fischer einerseits und dem Fisch andererseits zur Verfügung stehen. Mit andern Worten: Das Erkennen guter Angelstellen ist im See weit schwieriger als im Fluss, der dem Beobachter durch seine Bewegung doch immer allerlei über Tiefe, Untergrund und somit auch über die zu erwartende Fischart verrät. Hat man aber im See geeignete Stellen entdeckt, so kann das Befischen desselben wohl ebenso reizvoll sein wie im Fluss.

Ein Beispiel dazu hatte ich im Bodensee zu erleben Gelegenheit. Ich hatte die Bekanntschaft eines routinierten Anglers gemacht und durfte ihn auf mehreren seiner Fahrten begleiten. Wir fischten mit der Hegene auf Egli. Die Hegene besteht aus einem dünnen Rosshaarfaden, der primitive künstliche Mücken an Seitenarmen befestigt trägt. Das Blei wird am Standort der Fische vom Boot aus in die Tiefe versenkt und bald langsamer, bald

rascher ruckweise gehoben und wieder bis auf den Grund versenkt. Die roten oder schwarzen Fliegen sollen dem Fisch aufsteigende Mückenlarven vortäuschen. Ich hatte die scheinbar einfache Aufgabe übernommen, den Fischer an die richtigen Plätze zu rudern. Wie verwunderte ich mich aber, als ich von meinem Lehrmeister den Befehl bekam, das Boot noch etwa 3 m landeinwärts zu dirigieren. Ich staunte; denn wir befanden uns zirka 150 Meter vom Ufer entfernt. Auf meine Frage antwortete er: «Ich kenne hier ein Loch, das nur etwa einen Quadratmeter gross ist, das aber fast immer einen oder mehrere Fische liefert.»

Und in der Tat, kaum war die Hegene versenkt, als auch schon etwas Schweres hing und gleich darauf zwei prächtige Burschen im Unterfangnetz zappelten. Sie hatten zu gleicher Zeit, jeder auf eine andere Mücke, geschnappt.

Die bei uns am meisten ausgeübte Fangart ist die Grundangelei. Es ist eben nicht jedem das Glück beschieden, ein Forellenwasser bezahlen zu können, das Tausende von Franken im Jahre kostet. Auch die Grundangelei kann ein Sport

bleiben, wenn unsere Schweizer Fischer nur einmal auf die grobe Schnur, den zu schweren Haken und auf die Bohnen- und Fahnenstange verzichten könnten.

Unsere Flüsse, Bäche und Seen könnten noch einer fast unbegrenzten Zahl von Sportfischern ein gesundes und geistreiches Vergnügen gewähren. Nicht einmal ein teures Vergnügen, denn 40—60 Franken für eine gute Gerte, ein paar Franken für Rollen, Schnüre und Angelhaken, 30—80 Franken im Jahre für die Fischerlaubnis in einem der grösseren Flüsse, könnte sich noch mancher erlauben, besonders, weil die Fischerei ja auch wieder etwas einträgt.

Warum gibt es so wenig Sportfischer? Gewiss zum Teil auch deshalb, weil das Angeln kein Gesellschaftssport ist. Der richtige Angler geht allein, höchstens zu zweit. Wer die Einsamkeit nicht ertragen kann, der lasse die Hände von diesem Sport.

Aber die Schuld liegt auch noch an etwas anderm, nämlich daran, dass alle Welt den Fischer, wenn nicht verachtet, so doch belächelt.

Lächeln aber tötet.

